



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Oppeln-Bronikowski, Friedrich von: Potsdam

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

zu ertragen sind, zu weit gingen. Das Zentrum würde in den wirtschaftlichen Lehren seiner Scholastiker manches finden, was nach praktischer Bewährung gerade heute schreit. Vielleicht, daß bei ihm die Erkenntnis dieser historischen Zusammenhänge in einzelnen führenden Köpfen schon auf dem Marsch ist. Dann würde es sich als erste Regierungspartei von der tragikomischen Vorstellung frei gemacht haben, daß die Demokratie westlicher Prägung Ursache und das Glück die Wirkung sei.



Potsdam

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski



Sieh deine Schuhe aus, denn das Land, da du stehst, ist heiliges Land! Für jeden, der mit dem Herzen Preuße ist, ist Potsdam solch heiliges Land. Wer aus dem Getriebe der Großstadt kommt, in der alles Gegenwart, alles Augenblickswert ist, in der aller Zusammenhang mit der Geschichte, mit den Voraussetzungen der Gegenwart abgebrochen scheint, deren horizontloses, unabsehbare Häusermeer von gradlinigen, endlosen Straßenfluchten durchschnitten wird, — der atmet auf in diesen stillen Straßen, auf die wuchtige Glockentürme und hohe Kirchenkuppeln ihren Akzent setzen, und sein Blick ruht aus auf den sanft begrünten Hügeln zwischen den träumerischen Flächen der Havelseen, über die ferne Glockenklänge hinzittern. . . . Statt der Steinwüste eine Landschaft, in der Natur und Kunst sich harmonisch durchdringen, die die anmutigen Horizonte einer unvergleichlichen Geschichte bildet. Welche weltbewegenden Kräfte sind von hier ausgegangen, seit der Große Kurfürst bei dem Fischerdorf an der Havel sein Schloß baute, seit der strenge Zuchtmeister Friedrich Wilhelm der Erste, sein Großsohn und Namensträger, die Garnison- und Heiligegeist-Kirche, das Nabetten- und Militärwaisenhaus und das Holländische Viertel, die Wohnungen für seine „langen Kerls“, baute und den Lustgarten des Schlosses zum Exerzierplatz umwandelte, — lauter Anlagen, die so bezeichnend für seine Regierung wie grundlegend für das ganze fromme, arbeitssame, disziplinierte, wehrhafte Preußen geworden sind! Und dann fällt plötzlich das Licht der Aufklärung in die dunkle Werkstatt der preußischen Größe. Knobelsdorff baut das Stadtschloß um und umgibt den Lustgarten mit seinen anmutigen Säulenstellungen; und auf dem sandigen Windmühlenhügel entstehen die Terrassen und das schmucklos heitere Schloß, in dem der königliche Philosoph sein Leben zwischen Regierungsforgen und Geistesfreuden teilt, eine Stätte, die bis in unsere lieblose, undankbare Zeit hinein ein Nationalheiligtum geblieben ist. Und nach seinem Siege über Europa ersteht in den Parkgründen von Sanssouci mit ihren Marmorgruppen, Tempelchen und Wasserkünsten, die zu Friedrichs Gram nie springen, der prunkvolle Repräsentationsbau des Neuen Palais, auf dessen Turmspitze drei Frauengestalten — angeblich die drei „Unterröcke“, die dem großen König

das Leben vergeblich sauer gemacht haben, — die preußische Krone in die Lüfte erheben. Ein Prunkbau des sparsamsten Herrschers, nicht aus Siegesstolz gebaut, sondern um nach dem siebenjährigen Kriegeselend die Arbeit wieder zu beleben und Geld unter die Leute zu bringen, vielleicht auch ein wenig aus „Fanfaronnade“, um Europa über die unerschöpflichen Mittel des Königs Sand in die Augen zu streuen. . . . Sein Nachfolger fügt das zierlich bescheidene „Marmorpalais“ im Neuen Garten hinzu; unter Friedrich Wilhelm dem Dritten und Vierten erhebt sich aus Brandschutt die neue Nikolaikirche mit ihrer harmonischen Kuppel, die das Stadtbild von Potsdam so wirksam beherrscht. Und mit diesem Friedrich Wilhelm dem Vierten, dem Romantiker auf dem Thron, ergießt sich die ganze Phantastik eines geschmackvollen, unpraktischen Effektizismus über Berg und Tal. Antiker und lombardischer Stil, Mittelalter und Renaissance stoßen an der Gabel zusammen, ohne einander zu stören, ohne die älteren Bauten zu überschreien. Eine italienische Renaissancevilla mit großartigen Perspektiven erhebt sich hinter Sanssouci, um ein paar Duzend Orangenkübel zu beherbergen; ein heiteres Belvedere krönt die Spitze des Pfingstberges mit seinen Türmen und Plattformen, die nur für zauberhafte Ausichten und Teegesellschaften bestimmt sind. Und zugleich erbaut sich sein großer Bruder, der Vollender des deutschen Einheitstraumes, auf dem Babelsberge sein kleines, parkumgebenes Schloß im Windsorstil, ritterlich und schlicht wie er selbst, — auch dies ein preußisches Nationalheiligtum. Alle diese Bauten und Stile umrahmen oder durchsetzen das Stadtbild von Potsdam mit seinen zierlichen Rokokohäusern oder nachgeahmten Renaissancebauten. Und trotz aller Stilarten und des grundverschiedenen Geistes der Bauherren bildet Potsdam eine architektonische Einheit, wie das Königreich Preußen trotz all seiner Wandlungen und mannigfachen Einschlüge eine Einheit auf der festen Grundlage Friedrich Wilhelms des Ersten geblieben ist.

Erst die letzte Bauperiode seit der Reichsgründung fällt aus dieser Einheit heraus. Die kitschigen Balustraden auf der neuen Langen Brücke geben dem Ankömmling einen Vorschmack. Der unmögliche altdeutschelnde Baustil der Kriegsschule auf dem Brauhäusberge, der spitze rote Kirchturm, der die Aussicht von der Terrasse von Sanssouci stört, die eiserne Hängebrücke bei Glienicke, die die Landschaft zerschneidet, sie alle stören das Stadtbild empfindlich und sprechen von einem Geiste, dem der Sinn für die architektonischen Gesetze von Potsdam fehlt. Warum soll man das nicht aussprechen dürfen? Wir leiden ja nicht allein unter solchen modernen Geschmacklosigkeiten! Die hohe Schule des Stils, Rom, zeigt seit den letzten zwanzig Jahren die gleiche Verkittung: durch das protzige Parlamentsgebäude, das hochtrabende Viktor Emanuel-Denkmal, die Greuel der Piazza Colonna und vor allem das Monstrum des Justizpalastes neben der ehrwürdigen Engelsburg. Es ist wohl das allgemeine Kennzeichen künstlerischer Niedergangszeiten. Wird die Zukunft noch pietätloser haufen? Wird das revolutionäre Deutschland von heute und morgen geschmackvoller sein? Wird es den Genius loci und damit nur sich selbst ehren? Wird es Potsdam wenigstens als Museum und Denkmal vergangener Größe achten? Einstweilen hindert wenigstens der Mangel an Geld, Steinen und Kalk weitere Verzerrungen.

Es ist wehmütig, heute durch Potsdam zu streifen. Früher ging jedem das Herz auf, der nicht nur die Natur (oder Mal mit Gurkenalat) genießen wollte, sondern auch Andacht für sein Preußenherz suchte. Das alles war ja nicht tote Vergangenheit, sondern die Grundlage der Gegenwart! Der Schritt der Garderiefen dröhnte noch durch die Straßen, wie zur Zeit Friedrich Wilhelms des Ersten. Die Paraden im Lustgarten zeigten noch das bunte militärische Bild wie zur Zeit des Alten Fritz. Und wie die Paradetruppen des alten Dessauers bei ihrem ersten Waffengang die kriegserprobten Heere der ersten Militärmacht Europas besiegten, so schlug die Potsdamer Wachtparade noch im Weltkriege, in Frankreich, Galizien und Rußland, eine Welt von Feinden. Die Zeiten sind vorbei: ein paar Reichswehrtruppen bilden die traurigen Reste preußischer Kraft.

In den Straßen von Potsdam geht der Geist Friedrich Wilhelms des Ersten und Friedrichs des Großen um, jener mit dem drohenden Krückstock, der Gottesfurcht und Ordnung einbläute, dieser mit dem blauen Auge des Genius und dem bezaubernden Lächeln, bisweilen auch mit einem scharfen Bonmot auf der Zunge. Ich möchte ihnen heute nicht mehr begegnen. Ihr Blick wäre ein unerträglicher Vorwurf. Ihr Mund würde sagen: „Also dafür haben wir gearbeitet?“ Gottesfurcht und Ordnung — altväterische Begriffe, Ammenmärchen! Preußische Größe — ein Gespött für Pazifisten und Sozialisten nebst ihrem ganzen Anhang! Der König von Preußen — für Friedrich Wilhelm den Ersten ein mythisches Wesen, als dessen Feldmarschall und Finanzminister er sich fühlte, für seinen großen Sohn der Inbegriff höchster Pflicht, der von dem leiblichen Träger der Krone die schwerste Verantwortung, das Opfer seines Lebensglückes heischte, — eine Schreckgespenst für das souveräne Volk!

Potsdam, die Heimat des Preußenherzens, das Herz Preußens selbst — heute ist es nur noch ein Land der Erinnerung, ein Grab für Trauernde, ein Kuriosum für Weltbummler, für halb Deutschland eine alte Perücke. Die „Universität Potsdam“, über die Friedrich als Kronprinz so bitter gespottet und die er doch als König zur höchsten Blüte brachte, sie hat ihre Pforten geschlossen. In der Gruft der Garnisonkirche stehen die Särge zweier Großer, die umsonst geschaffen, gerungen, gelitten haben. Über ihnen tönt das Glockenspiel: „Ach immer Treu und Redlichkeit“ — ein Großmutterliedchen! Wer den wehmütigen Zauber vergangener Größe kennt, wer die toten Kanäle der alten Meerbeherrscherin Venedig durchfahren und an der Marmortreppe des Dogenpalastes mit Platen den Tränenzoll der Vergangenheit entrichtet hat, wer an den träumerischen Grachten der alten Weltstadt Brügge gewandelt ist und sich mit Rodenbach in die Mysterien dieser „toten Stadt“ eingesponnen hat, den kann jetzt die gleiche Empfindung in Potsdam ereilen. Das Herz des Lebens schlägt hier nicht mehr.

Man denkt zurück an die letzten Paraden Kaiser Wilhelms des Ersten im Lustgarten, die Infanterie noch drei Glieder tief, die Hauptleute noch zu Fuß vor der Front, wie zur Zeit des Alten Fritz. Er, der als Jüngling die Feuer- taufe in den Befreiungskriegen erhalten, der als Mann sein Heer 1848, 1864, 1866 und 1870/71 zu immer größeren Siegen geführt hatte, der greise Kaiser nahm hier die letzte Heerschau über den Kern seiner Truppen ab. Man denkt auch zurück an die Stunde, da die Hülle vom Denkmal Friedrich Wilhelms des Ersten im Lustgarten fiel, — hier, wo er die mächtig aufgegangene Saat des

„preußischen Militarismus“ gefäht hatte, — eine späte Genugtuung für den Schöpfer Preußens, die seiner strengen Gestalt zögernd nachhinkte, wie die historische Gerechtigkeit. Der „preußische Militarismus“ ist von der Entente begraben; preußische Hände haben ihm sein Grab geschaufelt. Herr Wilson und der Umsturz haben über den Deutschen Kaiser, den König von Preußen, gesiegt.

Der Besuch von Potsdam schnürt heute das Herz jedes Vaterlandsfreundes zusammen. Was er im Getriebe der Großstadt oft nur denkt, hier fühlt er es bis ins Mark. Er erlebt von neuem den 9. November. Was der Christ an jedem Karfreitag empfindet, das empfindet der Preuße jetzt bei jedem Besuche von Potsdam. Denn auch unser Preußentum hat religiösen Einschlag. Aber der Christ verzweifelt nicht. Dem Karfreitag folgt Ostern, den Schrecken des Todes und Grabes die Auferstehung. Soll der Preuße verzagen? Soll nicht auch er an Ostern und Auferstehung glauben? Der Glaube kann Berge versetzen.

Weltspiegel

Frankreich und die deutsche Einheit. Die in Heft 2 dargelegten Ansprüche Frankreichs auf die Rheinlande sind keineswegs ein zufälliges französisches Kriegsziel, sondern stehen in engem Zusammenhange mit der Tendenz, nicht nur Deutschland an den Grenzen möglichst zu beschneiden, sondern, wenn irgend möglich, die deutsche Einheit überhaupt entzwei zu schlagen. Da die deutsche Öffentlichkeit diesen fortwirkenden Bestrebungen viel zu wenig Beachtung schenkt, scheint es uns angezeigt, ihnen hier einmal eine zusammenfassende Darstellung zu widmen. Daß man den Polen möglichst viel preußisches Gebiet, Ostpreußen und Danzig, zuschanzen will, ist bereits im vorigen Heft erwähnt worden. Weniger bekannt ist in Deutschland geworden, daß schon der „Temps“ vom 12. März 1919 nicht nur die Rückgabe Helgolands an England, sondern auch die Bildung eines schleswigischen Staates vorgeschlagen hat, dessen Nordgrenze durch das von Dänemark vorgeschlagene Plebiszit bestimmt würde, und dessen Südgrenze durch die alte holsteinische Grenze gebildet werden müsse. Dieser neue Staat, zu dem auch Lübeck zu schlagen sei, müsse ein unabhängiges Reich mit ewiger Neutralität bilden. Ähnlich äußerte sich der „Temps“ eine Woche später, da er für Internationalisierung des Kieler Kanals eintrat.

Weit nachdrücklicher aber als solche Voslösungspläne vertritt der „Temps“ den Gedanken an Auflösung der deutschen Einheit überhaupt. Bereits Ende Februar 1919 erörterte er anlässlich der Münchener Vorgänge, ob es nicht weit besser sei, Rohstoffe und Lebensmittel statt der Zentralregierung vielmehr den einzelnen Regierungen zu übergeben. Der preußische Staat als Einheit sei nur ein künstliches Gebilde. Zum mindesten müsse die Bildung einer Rheinisch-westfälischen Republik und einer Westdeutschen Republik von der Entente erleichtert werden. Diese Idee der Aufteilung der deutschen Einheit ist keineswegs eine Marotte des „Temps“ allein, sondern taucht auch in der übrigen Presse immer wieder auf. Häufig ist in rechtsstehenden Blättern der Regierung der Vorwurf gemacht worden, die Aktion Eisners, die in erster Linie als Versuch der Voslösung von Preußen aufgefaßt wurde, nicht unterstützt zu haben und im April wurde der Gedanke gewisser Kreise, Bayern mit Österreich zu vereinigen, mit Vorliebe erörtert. „Wie einfach“, schrieb General Berrux im „Deubre“ vom 14. März, „wäre das Dilemma zwischen einem reaktionären und einem sich holschewisierenden Deutschland gewesen, wenn es überhaupt kein Deutschland mehr gäbe. . . Die Stunde für das deutsche Reich ist gekommen. Es gab früher ein Preußen, ein Sachsen, ein Bayern, ein Hannover, ein Württemberg, ein Baden und die übrigen kleinen Fürstentümer. Ich habe schon von einem Rheinland gesprochen, einem